

Peter Huchel

Gedichte

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1018 der Bibliothek Suhrkamp

Peter Huchel (1903-1981) zählt zu den bedeutendsten deutschen Lyrikern der Gegenwart. Die Auswahl aus dem Gesamtwerk zeichnet den Weg des Dichters durch fünf Jahrzehnte nach – von der geschlossenen zur offenen Form, vom freigebig benutzten zum extrem verknüpften Bild. »Das Jahr ist Winter, der Tag ist Nacht, die Luft ist Regen, die Sonne ist staubig, der Vogel die Krähe, die Erde der Sand, der Sand öde ... Wohin er sieht, offenbart sich ihm, was der Prediger Salomo gesehen hat. Huchel ist kein Prediger. Seinen Beruf erfaßte man einst unter dem Begriff des ›Sängers‹. Dieser hier, behaust in der Zone des Schmerzes, singt ›mit der Distel im Mund‹.«  
*Peter Wapnewski*

Peter Huchel  
Gedichte

Auswahl und Nachwort  
von Peter Wapnewski

Suhrkamp Verlag

Erweiterte Ausgabe des 1973 unter dem Titel *Ausgewählte Gedichte*  
erschienenen Bandes 345 der Bibliothek Suhrkamp

Erste Auflage 2017

Suhrkamp Verlag Berlin

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1989

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Satz: MZ-Verlagsdruckerei GmbH, Memmingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24079-3

# I

Gedichte aus den Jahren  
1925-1947



## KINDHEIT IN ALT-LANGERWISCH

Kindheit, o blühende Zauch,  
wo wir im nußweißen Tag,  
klein im Holunderrauch  
waren den Hummeln nach.

Vor uns die Wolken schön  
liefen wie jappende Doggen.  
Dengeln und Wetzsteingetön  
herrschten im Roggen.

Mund und Tasche war froh,  
wenn ich ins Kellerloch kroch,  
wo es unten nach Winterstroh,  
Nüssen und Äpfeln roch.

Barfuß im Sauerampfer  
lief ich zum Brombeertische,  
Weide, der morsche Zaun  
warf mich in Brennesselbüsche.

Abends die Pumpe schrie,  
drämmernde Eimer füllte.  
Groß an der Tränke das Vieh  
stampfte und brüllte.

Nacht kroch an, von Spinnen bewohnt,  
blakte das weiße Stalllicht aus.  
Und wir huschten grau im Mond  
noch mit Hund und Fledermaus.

Hörten den Knecht beschwören die Kuh,  
Kranke von Schierling und Klee:  
Milch, blaue Milch, Satansmilch du,  
im Namen des Vaters vergeh!

Seufzte am Maul der Kühe das Heu,  
Gott, wie schliefen im Schlafe wir treu,  
nachts im strohwarmen Bette.

Und die Träume flogen wie Spreu,  
warfen ins Haar die duftende Klette.

## HERKUNFT

Daß ich kam im Schattenwind,  
weiß davon das Haus?  
Birnen duften mürb im Spind  
alten Sommer aus.  
Wo der Flegel sausend drosch,  
fliegt das Korn zuhauf.  
Wo am Bett das Öl erlosch,  
liegt das Laken auf.

Als ich mit verharztem Haar  
in die Kiefern kroch,  
klangen laut vom Schwalbenjahr  
Dach und Kammer noch.  
Nachtgeläut umweht das Haus.  
Und durchs kalte Tor  
gehn die Freunde still hinaus,  
die ich längst verlor.

Und der Kesselflicker auch,  
der am Feuer saß,  
hämmernd und im Küchenrauch,  
den ich lang vergaß,  
vor mir hockt er krumm und alt  
und zigeunerisch,  
kam nachts aus dem Krähenwald,  
suchte Herd und Tisch.

Eh die Magd die Vesper bot  
und vom Brotlaib schnitt,  
ritzte sie das Kreuz ins Brot,  
gab den Glauben mit.  
Wenn es grün am Himmel tagt,  
ob sie feldwärts eilt,  
dienend noch, die graue Magd?  
Weiß ich, wo sie weilt?

Und der Knecht, der grübelnd sann,  
war der Tag kaum hell,  
forschend, was die Spinne spann,  
lief im Netz sie schnell,  
seilte sie die Fäden fest,  
zog ein Sturm herauf,  
Regen blieb lang im Geäst,  
war sie träg im Lauf.

Alle leben noch im Haus:  
Freunde, wer ist tot?  
Euern Krug trink ich noch aus,  
esse euer Brot.  
Und durch Frost und Dunkelheit  
geht ihr schützend mit.  
Wenn es auf die Steine schneit,  
hör ich euern Schritt.

## WENDISCHE HEIDE

Wendische Heide, weißes Feuer,  
du Bütte Gold und Mittagspuk,  
die Grille huschte, schrillte scheuer  
am Stein, der keinen Schatten trug.

Uralter Hirt, dein Volk zu hüten,  
gingst du im Staub der Herde nach,  
die lautlos zog, wo Wacken glühten  
im öden Halmfeld heiß und brach.

Moosgrünes Fenn und Erlenruten,  
der Bach, die letzte Tränke kam,  
und weithin gelbe Ginstergluten,  
wo stachlig hing der schwarze Bram.

Umkreist vom Hund, beschirmt von Widdern  
sah ich die Herde weidend ziehn,  
krummhörnig und in Feuern zittern  
und Lämmer müd am Wege knien.

Verstreutes Volk in großer Helle,  
erscholl nicht geisterhaft Gesang?  
Umklirrt von leiser Widderschelle  
stand einsam dort der Hirt am Hang.

## DIE MAGD

Wenn laut die schwarzen Hähne krähn,  
vom Dorf her Rauch und Klöppel wehn,  
rauscht ins Geläut rehbraun der Wald,  
ruft mich die Magd, die Vesper hallt.

Klaubholz hat sie im Wald geknackt,  
die Kiepe mit Kienzapf gepackt.  
Sie hockt mich auf und schürzt sich kurz,  
schwankt barfuß durch den Stoppelsturz.

Im Acker knarrt die späte Fuhr.  
Die Nacht pecht schwarz die Wagenspur.  
Die Geiß, die zottig mit uns streift,  
im Bärlapp voll die Zitze schleift.

Ein Nußblatt wegs die Magd zerreibt,  
daß grün der Duft im Haar mir bleibt.  
Riedgras saust grau, Beifuß und Kolk.  
Im Dorf kruht müd das Hühnervolk.

Schon klinkt sie auf das dunkle Tor.  
Wir tapfen in die Kammer vor,  
wo mir die Magd, eh sie sich labt,  
das Brot brockt und den Apfel schabt.

Ich frier, nimm mich ins Schultertuch.  
Warm schlaf ich da im Milchgeruch.  
Die Magd ist mehr als Mutter noch.  
Sie kocht mir Brei im Kachelloch.

Wenn sie mich kämmt, den Brei durchsiebt,  
die Kruke heiß ins Bett mir schiebt,  
schlägt laut mein Herz und ist bewohnt  
ganz von der Magd im vollen Mond.

Sie wärmt mein Hemd, küßt mein Gesicht  
und strickt weiß im Petroleumlicht.  
Ihr Strickzeug klirrt und blitzt dabei,  
sie murmelt leis Wahrsagerei.

Im Stroh die schwarzen Hähne krähn.  
Im Tischkreis Salz und Brot verwehn.  
Der Docht verraucht, die Uhr schlägt alt.  
Und rehbraun rauscht im Schlaf der Wald.

1926

## DER POLNISCHE SCHNITTER

Klag nicht, goldäugige Unke,  
im algigen Wasser des Teichs.  
Wie eine große Muschel  
rauscht der Himmel nachts.  
Sein Rauschen ruft mich heim.

Geschultert die Sense  
geh ich hinab die helle Chaussee,  
umheult von Hunden,  
vorbei an rußiger Schmiede,  
wo dunkel der Amboß schläft.

Draußen am Vorwerk  
schwimmen die Pappeln  
im milchigen Licht des Mondes.  
Noch atmen die Felder heiß  
im Schrei der Grillen.

O Feuer der Erde,  
mein Herz hält andere Glut.  
Acker um Acker mähte ich,  
kein Halm war mein eigen.

Herbststürme, weht!  
Auf leeren Böden  
werden die hungrigen Schläfer wach.  
Ich geh nicht allein  
die helle Chaussee.

Am Rand der Nacht  
schimmern die Sterne  
wie Korn auf der Tenne,  
kehre ich heim ins östliche Land,  
in die Röte des Morgens.

## CAPUTHER HEUWEG

Wo bin ich? Hier lag einst die Schoberstange.  
Und schüttelnd die Mähne auf Leine und Kummet  
graste die Stute am wiesigen Hange.  
Denn Mittag wars. Bei Steintopf und Krug  
ruhten die Mäher müde im Grummet.

Am Waldrand, wo schackernd die Elstern schrien,  
stand halb in der Erde ein Mann und schlug  
mit Axt und Keil aus Stubben den Kien.  
Wann war dieser Sommer? Ich weiß es nicht mehr.  
Doch fahren sie Grummet, der Sommer weht her  
vom Heuweg der Kindheit, wo ich einst saß,  
das Schicksal erwartend im hohen Gras,  
den alten Zigeuner, um mit ihm zu ziehn.

## DAMALS

Damals ging noch am Abend der Wind  
mit starken Schultern rüttelnd ums Haus.  
Das Laub der Linde sprach mit dem Kind,  
das Gras sandte seine Seele aus.  
Sterne haben den Sommer bewacht  
am Rand der Hügel, wo ich gewohnt:  
Mein war die katzenäugige Nacht,  
die Grille, die unter der Schwelle schrie.  
Mein war im Ginster die heilige Schlange  
mit ihren Schläfen aus milchigem Mond.  
Im Hoftor manchmal das Dunkel heulte,  
der Hund schlug an, ich lauschte lange  
den Stimmen im Sturm und lehnte am Knie  
der schweigsam hockenden Klettenmarie,  
die in der Küche Wolle knäulte.  
Und wenn ihr grauer schläfernder Blick mich traf,  
durchwehte die Mauer des Hauses der Schlaf.

## DER KNABENTEICH

Wenn heißer die Libellenblitze  
im gelben Schilf des Mittags sprühn,  
im Nixengrün der Entengrütze  
die stillen Wasser seichter blühn,  
hebt er den Hamen in die Höhe,  
der Knabe, der auf Kalmus blies,  
und fängt die Brut der Wasserflöhe,  
die dunkel wölkt im Muschelkies.

Rot blüht um ihn die Hexenheide,  
fischäugig blinkt der Teich im Kraut.  
Der graue Geist der Uferweide  
wird über Sumpf und Binsen laut,  
wo dünn der Ruf der scheuen Unken  
tönt wie ein Mund der Zauberei . . .  
Der Knabe horcht, ins Ohr gesunken  
sind Wind und Teich und Krähenschrei.

Verzaubert ist die Mittagshelle,  
das glasig grüne Algenlicht.  
Der Knabe kennt die Wasserstelle,  
die anders spiegelt sein Gesicht.  
Er teilt das Schilf, das splittrig gelbe:  
froschköpfig plätschert hoch der Nick –  
und summt und spritzt und ist derselbe  
wie einst mit tierhaft wildem Blick.

Und auch der Teich ist noch derselbe  
wie einst, da dein Mund Kalmus blies,  
dein Fuß hing ins Sumpfdottergelbe  
und mit den Zehen griff den Kies.  
Wenn dich im Traum das teichgrüntiefe  
Gesicht voll Binsenhaar umfängt,  
ist es als ob der Knabe rief,  
weil noch dein Netz am Wasser hängt.